



Simone Frieling Da
rauscht
das
Herz

*Rilke und
die Frauen*

blue notes

ebersbach & simon

Frauen fühlten sich magisch angezogen von Rainer Maria Rilke, obwohl er äußerlich nicht dem männlichen Idealbild entsprach. Doch seine Sensibilität, seine einfühlsame Art und vor allem sein dichterisches Genie ließen ihn als perfekten Partner erscheinen. Rilke hatte im Laufe seines Lebens zahlreiche Geliebte, Gönnerinnen und Gefährtinnen, darunter Lou Andreas-Salomé, Clara Rilke-Westhoff, Marie von Thurn und Taxis, Baladine Klossowska, Marina Zwetajewa und Nanny Wunderly-Volkart. Auch seine Mutter Phia Rilke und die einzige Tochter Ruth lebten bis zum Ende ihres Lebens in seinem Bann.

Doch auch wenn Rilkes Sehnsucht nach Liebe ihn selbst zu vielen Frauen hinzog, kam es nie zu einer dauerhaften Beziehung. Simone Frieling porträtiert die wichtigsten Frauen in Rilkes Leben, beleuchtet ihre Beziehungen zu ihm und geht der Frage nach, welche Bedeutung sie für sein Leben und Werk hatten.

Simone Frieling, 1957 in Wuppertal geboren, lebt als Malerin und Autorin in Mainz. Sie veröffentlichte Erzählungen, Romane, Essays, literarische Sachbücher und Anthologien. 1998 erhielt sie den Martha-Saalfeld-Literaturpreis. Ihre Ölbilder, Aquarelle, Pastelle und Grafiken wurden in zahlreichen Ausstellungen gezeigt. Zuletzt bei ebersbach & simon erschienen: *Mit den Augen einer Frau. Paula Modersohn-Becker, Käthe Kollwitz und Ottilie W. Roederstein* (2023).

Simone Frieling

*Da rauscht das Herz
Rilke und die Frauen*

Mit Grafiken von
Simone Frieling

ebersbach & simon

Inhalt

*Rose, ob reiner Widerspruch, Lust, Niemandes
Schlaf zu sein unter soviel Lidern – 9*

Der Abschied

Ich muss auf das Klingen warten in der Stille – 19

Der Dichter

Nicht, daß sie harmlos sei – 34

Die Kindheit

Von ihr zu mir war nie ein warmer Wind – 49

Die Mutter Phia Rilke

Du Wahrsagerin – 67

Die Geliebte Lou Andreas-Salomé

*Ich möchte alle vergessen, meine Frau
und mein Kind, und alle – 85*

Die Ehefrau Clara Rilke-Westhoff

Ach, meine gütigste Fürstin – 106

Die Mäzenin Marie von Thurn und Taxis

*Wenn jemand uns zusammen träumt,
dann treffen wir uns – 121*

Eine Liebe in Briefen: Marina Zwetajewa

Literatur – 139

*Meinem Mann
zugeeignet*

Es ist so natürlich für mich, Mädchen und Frauen zu verstehen; das tiefste Erleben des Schaffenden ist weiblich –: denn es ist empfangendes und gebärendes Erleben.

Brief an Emmi Hirschberg vom 20. November 1904

Ich bin kein Litterat, lieber Freund, und vielleicht nur Dichter zu meinem eigenen Herzen hin, meine Arbeit ist herrlich, aber ich werde sie nie den Händen der Engel entreißen und immer nur handeln wenn Engel da sind.

Brief an Karl von der Heydt vom 11. März 1913

*Rose, oh reiner Widerspruch,
Lust, Niemandes Schlaf zu sein
unter soviel Lidern*

Der Abschied

»So gut mir Ragaz gewesen ist ..., so gut auch noch Lausanne war im Anschluss an die Ragazer Wochen –, so viel Heimsuchungen musste ich mir gleich nach meiner Rückkehr hierher gefallen lassen«, schreibt Rainer Maria Rilke seinem Verleger Anton Kippenberg am 27. Oktober 1926. Nach unbeschwerten Wochen, die der Dichter bei Freunden an verschiedenen Orten in der Schweiz zugebracht hat, kehrt er voller Arbeitseifer nach Muzot zurück, in den mittelalterlichen Turm, den er liebevoll und etwas übertreibend »Château de Muzot« nennt. Als er Ende September von dem Besuch zweier junger Damen überrascht wird, schenkt er ihnen zum Abschied Rosen aus seinem Garten. Schon als er die Blumen schneidet, spürt er den Schmerz »durch einen tief eingedrungenen Rosendorn«. Von dieser Stunde an verschlechtert sich sein körperlicher Zustand zusehends.

Seine linke Hand ist »für Wochen außer Gebrauch, gleich drauf wurde auch die Anwendung der rechten« unmöglich. Zu dem Übel der eiternden Wunden an beiden Händen kommt bald ein fiebriger Darminfekt, der Rilke zwingt, seine unwirtliche Wohnstätte zu verlassen.

Denn in dem alten Gemäuer, das aus dem 13. Jahrhundert stammt, gibt es weder fließendes Wasser noch Elektrizität. »Muzot ist zu hart, als daß ich mir je erlauben durfte, oben wirklich krank zu sein; schon um der verbundenen Hände willen war ich ins Bellevue [ein Hotel in Sierre] heruntergezogen, so daß die andere Unzukömmlichkeit mich dann einfach hier zu Bett brachte.«

Unablässiger Husten quält den Bettlägerigen, dazu Schwellungen der Mund- und Nasenschleimhäute. Rilke, der die Symptome von früheren Schüben her kennt, hat den Eindruck, er habe »eine schwere Vergiftung oder eine Grippe«. Noch lehnt er es von Tag zu Tag ab, einen Arzt kommen zu lassen oder irgendetwas einzunehmen, »was nach Apotheke roch«. Wenn es sein Zustand zulässt, schleppt er sich den Berg nach Muzot hinauf, um vor allem nach seinen Rosen zu schauen, die er so liebt. Die meiste Zeit aber verbringt er liegend in seinem Hotelzimmer in Gesellschaft seiner jungen russischen Sekretärin Génia Tschernosvitowa, die er kurz zuvor eingestellt hat, um ihr seine Valéry-Übersetzungen zu diktieren. Génia, selbst im Hotel untergebracht und von ihrer eigentlichen Arbeit abgezogen, versucht sich auf andere Weise nützlich zu machen: Sie liest dem Dichter vor und steht ihm während seiner körperlichen Krisen bei »wie eine Krankenschwester«. An besseren Tagen ist sie ihm behilflich beim Ordnen seiner Briefwechsel, die sie bündelweise in Koffern aus Muzot holt. Wenn Rilke die Briefe nach dem jeweiligen Adressaten sortiert hat, legt Génia sie in große von ihr beschriftete Kuverts und trägt sie wieder hinauf in den Turm.

Diese anstrengende Arbeit nimmt der Kranke mit Blick auf seinen Letzten Willen auf sich, in dem er unter Num-

mer 6 verfügt: »Da ich, von gewissen Jahren ab, einen Theil der Ergiebigkeit meiner Natur gelegentlich in Briefe zu leiten pflegte, steht der Veröffentlichung meiner, in Händen der Adressaten etwa erhaltenen, Correspondenzen (falls der Insel-Verlag dergleichen vorschlagen sollte) nichts im Wege.«

Als aber dann der »grenzenlos schmerzhaft Zustand« Rilkes Fassungsvermögen übersteigt, verlässt er am 30. November das Hotel Bellevue, in dem er die letzten Wochen Zuflucht gefunden hatte. »Ungern, ja unwillig« begibt er sich in Begleitung von Génia zum vierten Mal in die Klinik Val-Mont sur Territet am südlichen Ufer des Genfer Sees. Drei Jahre lang schon ist er mit Unterbrechungen gepeinigt worden von dieser beunruhigenden und namenlosen Krankheit, die ihn immer wieder, »unter hundert Auflehnungen«, gezwungen hat, sich »mit dem inkommensurabeln anonymen Schmerz ein[zurichten.«

Wie oft Rilke in seinem wechselvollen Leben von einem Ort zum nächsten weitergezogen ist, weiß er selbst nicht zu zählen: manchmal der Not gehorchend, manchmal seinem Fernweh nachgebend, »mit diesem Gefühl von Reise-Nächten ins Fremde hinein.« Jetzt ist seine Lage eine andere: Er weiß, dass er »anderen normaleren Plänen den Abschied geben« muss. Vielleicht ahnt er als Todkranker auch, dass er seiner Arbeit, die ihm das Wichtigste im Leben ist, nie mehr wird nachgehen können. Obwohl es seinem ganzen Wesen widerstrebt, sich in die Obhut von Ärzten zu begeben, beugt er sich der Vernunft, denn der Schmerz und die allmorgendliche Verzweiflung, die ihn nach schlimmen Nächten befällt, zwingen ihn in die Knie.

Bei seiner Einlieferung kann Rilke wegen zu starker Schmerzen nicht untersucht werden. »Ihn in diesem Zustand zu verlassen, ist unsagbar schrecklich«, klagt Génia, die nun in der Klinik für den Dichter nichts mehr tun kann und zu ihrer Mutter zurückkehrt. Vor ihrem Aufbruch unterrichtet sie allerdings noch Nanny Wunderly-Volkart über Rilkes Verfassung, die Frau, die ihm in seinen Schweizer Jahren die vertrauteste und »hülfreichste« geworden ist. Nanny, von ihm nach der antiken Siegesgöttin Nike genannt, ist eine freundliche, umsichtige Schweizerin Anfang 40. Wohlhabend und selbstgenügsam, hat sie es sich in den vergangenen sechs Jahren zur Aufgabe gemacht, dem Dichter den Alltag zu erleichtern. Sie öffnet ihm viele Türen der Schweizer Oberschicht und sorgt mit Geschenken für sein Wohlergehen.

Rilke glaubt, sich gerade auf diese schlichte Frau verlassen zu können, die es liebt, Blumen zu züchten und Bücher zu binden. Ihr – nicht seiner Frau Clara, nicht seiner Tochter Ruth, noch seiner intimsten Freundin Lou Andreas-Salomé – hat er vor einem Jahr, am 29. Oktober 1925, seinen letzten Willen in einem Brief übersandt. Überschieden ist das Schriftstück: »Einige persönliche Bestimmungen für den Fall einer mich mir mehr oder weniger enteignenden Krankheit«.

Jetzt ist der Fall eingetreten, die enteignende Krankheit über Rilke gekommen. »Sehr Teure, Tag und Nacht, Tag und Nacht: ... die Hölle! Man muss sie gekannt haben!«, schreibt er ihr am 8. Dezember. »Danke daß Sie mich mit Ihrem ganzen Wesen (ich fühle es) in diese unbekannteste Region begleiten. Das Schwerste, das Langwierigste: abzudanken, ›der Kranke‹ zu werden. Der kranke Hund ist immer noch ein Hund. Wir hingegen von einem ge-

wissen Grade unsinniger Schmerzen an, sind wir noch wir? Man muss Patient werden und unter den Augen des Arztes dieses absurde Metier erlernen. Das braucht Zeit. Und ich werde niemals gewitzt genug sein, nur um ›einen Nutzen daraus‹ zu ziehen. In dieser Angelegenheit bin ich der Verlierer!«

Nach diesem Schreiben – es ist der 468. Brief an die Freundin – eilt Nanny Wunderly-Volkart, selbst noch nicht ganz genesen von einem schwereren Infekt, so schnell sie kann, an Rilkes Krankenbett. Sie trifft am 9. Dezember in der Klinik ein und wird die einzige Besucherin sein, die Rilke bis zum Ende an seiner Seite akzeptiert. Der Arzt Dr. Haemmerli unterrichtet Wunderly gleich bei ihrer Ankunft über Rilkes unheilbare Krankheit: eine akute myeloische Leukämie im fortgeschrittenen Stadium, die besonders schmerzhaft ist.

Im Bewusstsein, an ein Sterbebett zu treten, versucht die Freundin nichts anderes, als Rilke ein Trost zu sein. Weder nennt sie ihm den Namen seiner Krankheit, noch spricht sie ihm vom Sterben. Auf seinen Wunsch hin, lässt sie über hundert Karten drucken, auf denen seinen Briefpartnern mitgeteilt wird, dass er im Augenblick zu krank sei, um in nächster Zeit selbst schreiben zu können. Ohne Absprache informiert sie aber engere Freunde über Rilkes tatsächlichem Zustand, am 15. Dezember auch die Ehefrau. Clara, die im letzten Monat schon einmal von ihrem Mann abgewiesen worden ist, nimmt den langen Weg an den Genfer See auf sich, um ihn ein letztes Mal zu sehen. Aber ihr Mann verbittet sich auch diesen Besuch, ärgerlich über Nikes eigenmächtiges Vorgehen.

Tag um Tag wird Rilke schwächer, werden die Schmerzattacken unerträglicher. Noch wehrt er Blumengeschenke

von Verehrerinnen ab, erhält Briefe, auch drei Zeilen von der russischen Dichterin Marina Zwetajewa, die nichts von seiner Lage weiß und fragt: »Ob Du mich noch liebst?« Sonst lässt er sich vorlesen und schreibt, wenn es die Kraft zulässt, letzte Briefe. Besonders von Lou verspricht er sich Hilfe. Sie, seine frühere Geliebte, bleibt für ihn bis zum letzten Tag die wichtigste Ratgeberin. Ihr hat er die Kammern seines Herzens geöffnet, die für andere verschlossen blieben. Jetzt, im höchsten Elend, fühlt er sich wieder wie ein hilfloses Kind, ganz ähnlich wie damals im August 1903, als er ihr schrieb: »Habe Nachricht, Lou, mit mir. Es muß Dir sein, als wäre ich viel zu alt, um so suchend jung sein zu dürfen: aber ich bin ja auch ein Kind vor Dir und verberge es nicht, und rede zu Dir wie Kinder reden in der Nacht: das Gesicht an Dir verborgen, und mit geschlossenen Augen, Deine Nähe fühlend, Deinen Schutz, Deine Gegenwart.«

Ein letztes Mal, mit letzter Kraft, will er von seiner »Wahrsagerin«, wie er sie nennt, die Wahrheit hören über seine Krankheit und über seine Rettung. Er glaubt an Lous Eingebungen. Fünf Tage, nachdem er Frau Wunderly seine Situation geschildert hat, beschreibt er Lou seinen Schmerz: »Und jetzt, Lou, ich weiß nicht wie viel Höllen, Du weißt wie ich den Schmerz, den physischen, den wirklich großen in meine Ordnung untergebracht habe, es sei denn als Ausnahme und schon wieder Rückweg ins Freie. Und nun. Er deckt mich zu. Er löst mich ab. Tag und Nacht. Woher den Muth nehmen?«

Ratlos und traurig antwortet Lou auf den mit Bleistift geschriebenen Zettel, der kaum noch erkennbar die Handschrift des Freundes trägt. Sie schickt einige tröstende Zeilen nach Val-Mont, wie Frau Wunderly noch

zu berichten weiß – die Briefe selbst sind verloren gegangen –, kann den Verlauf der Krankheit natürlich nicht ändern, die bis heute unheilbar ist.

Wie Rilke zeitlebens gegen alle Medikamente Vorbehalte hatte, auch gegen solche, die ihm hätten wohl tun oder seinen Zustand verbessern können, ist jetzt sein unbedingter Wille: seinen Geist klar zu halten, sein Erleben ungestört. »Verhelfen Sie mir zu *meinem* Tod, ich will nicht den Tod der Ärzte – ich will meine Freiheit haben!«, fleht er Nike an. Diese Worte versteht die schlichte Frau, begreift nun endlich auch, dass Rilke seinen Tod kommen sieht, den sie und der Arzt vor ihm nie zur Sprache gebracht haben. »Er bekam nichts«, versicherte sie nach seinem Tod, »was ihn betäubte«. Nur Schlaf ist ihm willkommen. Und leise Gespräche in den letzten Tagen, bei geschlossenen Augen. Das ist seine letzte Freiheit.

Allein dieser tapfer erkämpften Freiheit, bis zuletzt Herr über seinen Geist zu sein, verdankt die Nachwelt letzte Briefe und Rilkes letztes, vielleicht größtes Gedicht, das er Mitte Dezember in sein Taschenbuch schreibt, das er immer bei sich hat. Nur beobachtend und fast erstaunt über die Wucht des Vorgangs, erfasst er das Absterben der eigenen Person. Das Leiden, die Krankheit, die ihn während der letzten drei Jahre gequält hat, sieht er als »wirren Scheiterhaufen« an. Den Schmerz als Flamme, die die Kreatur langsam verzehrt. Das Sterben als Lohe, die ihn »unkennlich« macht und seiner Individualität beraubt. Am Ende ist er etwas, das niemand kennt.

Dieses letzte Gedicht steht für sich allein. Nicht einmal ein entfernt ähnliches gibt es. Das Gedicht ist verstörend; gleichzeitig sehr persönlich und doch universal. Der Schmerz ist jedem fühlenden Wesen bekannt. »Der

Dichter weiß«, so schreibt Rilke, »daß man, sooft man, durch das Befremdliche und stark Individuelle hindurch, nur *tief genug* weiter geht, wieder auf Gemeinsamkeiten stößt, die alle ausnahmslos umfassen.«

Das Gedicht lässt aber auch noch eine andere Lesart zu, die nichts mit der Vergänglichkeit der Kreatur zu tun hat, sondern mit der Arbeit des Künstlers. Es beschreibt den Vorgang, einen Stoff, sei es Stein, Holz oder die Sprache, so lange und intensiv zu bearbeiten, bis das Material wie durch ein Feuer gegangen, von allen Schlackenstoffen gereinigt ist und vor der Welt steht als ›reines Kunstwerk‹. Aller Kitsch, alles Gefällige, alles Zeitgebundene ist von ihm abgefallen: Das Kunstwerk steht für sich, es bedarf keines Urhebers mehr, es überdauert die Zeit.

*Komm du, du letzter, den ich anerkenne,
heilloser Schmerz im leiblichen Geweb:
wie ich im Geiste brannte, sieh, ich brenne
in dir; das Holz hat lange widerstrebt,
der Flamme, die du loderst, zuzustimmen,
nun aber nähr' ich dich und brenn in dir.
Mein hiesig Mildsein wird in deinem Grimmen
ein Grimm der Hölle nicht von hier.
Ganz rein, ganz planlos frei von Zukunft stieg
ich auf des Leidens wirren Scheiterhaufen,
so sicher nirgend Künftiges zu kaufen
um dieses Herz, darin der Vorrat schwieg.
Bin ich es noch, der da unkenntlich brennt?
Erinnerungen reiß ich nicht herein.
O Leben, Leben: Draußensein.
Und ich in Lobe. Niemand der mich kennt.*

Rilke hat bis zuletzt kommuniziert: als Dichter mit der Welt, als Mensch mit Freunden und Bekannten, als Patient mit seinem Arzt. Doch für den Mann, der mit so vielen besonderen Frauen in Kontakt gestanden hatte, von so vielen getröstet und geliebt worden war, gab es am Ende nur noch eine, die ihm nah sein durfte, der er ganz vertraute: Nanny Wunderly-Volkart. Obwohl die beiden nie ein Liebespaar gewesen waren, fiel seine Wahl auf sie. Sie wusste nichts mit seinem Grabspruch anzufangen: *Rose, / ob reiner Widerspruch, / Lust, Niemandes Schlaf zu sein / unter soviel Lidern*, gab ihn aber in Auftrag. Sie war die patente und diskrete Frau, die auch nach seinem Tod noch seine Angelegenheiten regelte.

So starb Rilke in einem tieferen Sinne einsam. Außer Nike hatte nur das medizinische Personal des Sanatoriums Zutritt zu ihm. Lou Andreas-Salomé und dem Freund Rudolf Kassner schrieb er noch, wie es um ihn stand, sonst keiner der Frauen, die in seinem Leben wichtig gewesen waren: nicht seiner letzten Geliebten, Baladine Klossowska, nicht seiner langjährigen Freundin Sidonie Nádherný von Borutin, noch seiner Mäzenin, der Fürstin von Thurn und Taxis, auch nicht seiner Frau und seiner Tochter. Selbst seine Mutter ließ er im Ungewissen. Der den Menschen immer wieder zugetane Rilke wandte sich zum Sterben von ihnen ab.

Er wußte zu lauschen ebenso tief wie zu reden.

Hugo Marti

